

Die comorischen Inseln.



Ein Wasserfall auf der Insel Moheli.

I.

Comorische Inseln heißt eine Gruppe von Eilanden, welche in dem Kanal von Mozambique, zwischen Madagaskar und Ostafrika liegt und neuerdings durch den Verkehr Frankreichs mit denselben das Interesse wieder auf sich gezogen hat. Die vier Inseln tragen die Namen Groß-Comoro, Anjouan, Mayotte und Moheli.

Eine kleine weiße Moschee, welche auf der Nordwestseite liegt, dient den Schiffen, welche der Insel Moheli nahen, als Merkzeichen. Nahe bei derselben halten die Fahrzeuge; sie werfen unsern von Korallenbänken auf einem felsigen Grunde Anker, wo sie freilich den Winden stark ausgesetzt sind. Die Insel wird durch mehrere Flüsse bewässert, welche ihren Boden fruchtbar machen und eine große Masse von Fischen nähren, namentlich Karpfen, Guramis und Ale von außerordentlicher Größe. Diese Ströme geben der Landschaft Leben und Frische; die reiche Vegetation, welche an einzelnen Orten ihre Ufer beschattet, bietet angenehmen Schutz gegen die brennende Sonnenhitze; die Cascade, welche unser Bild darstellt, mag dem Leser eine Idee von den reizenden Eindrücken geben.

Man erntet auf Moheli Baumwolle, Reis, Ignamen, Mango, Cocos, Ananas; viele Bäume und Pflanzen Indiens und Europas könnten hier leicht acclimatistirt werden, aber die Araber sind zu solchem Versuch zu indolent. Die Weiden sind prachtvoll und die Masse der Ziegen und Schafe ist so groß, daß man vier für einen Pfaster gibt. Die Ochsen, eine sehr kleine Gattung, haben ein zartes Fleisch und die schönsten kosten nicht mehr als 5 bis 6 spanische Pfaster.

Die Industrie auf Moheli ist beinahe Null; man fabricirt einige grobe Tücherorten. Dagegen ermangeln die Gold- und Grobschmiede der Geschicklichkeit nicht; die ersteren machen Degengriffe und Säbelscheiden, die man mit 60 bis 80 Pfastern bezahlt, und die Klingens, die die letzteren machen, sind sogar besser, als die europäischen.

An der Küste von Moheli findet man eine große Menge von Carettchildkröten; ihre Schalen und Cocosöl sind beinahe die einzigen Handelsartikel. Diese Produkte werden nach Mozambique und Quilimene versührt.

Die Hauptstadt von Moheli liegt im Osten der Insel, auf einem hohen Sandplateau, das zwei Meilen von der Küste entfernt ist; sie umfaßt ungefähr sechshundert steinerne Häuser, mit Einschluß der Umgebung. Die Häuser haben beinahe sämtlich hübsche Terrassen, auf welchen die Araber die Frische der Nacht genießen.

Die Stadt, von ziemlich hohen Mauern umgeben, ist in drei Quartiere eingetheilt, von denen jedes eine Moschee besitzt. Der Palast des Sultans befindet sich in der Mitte der Stadt, auf einem großen viereckigen Plage, den eine Moschee, ein Brunnen und einige schöne Mausoleen zieren. Man tritt durch einen hübschen Porticus in den Palast. Seine Mauern sind mehr als zwei Fuß dick und mit Basreliefs geschmückt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Seemuschel.

Grecoische Novelle.

(Schluß.)

III.

Das glückliche Leben unserer Kindheit war indes seinem Ende nahe. Wir sollten dies Paradies verlassen, in

das uns Gott gesetzt, um unser Leben zu genießen. Francis und ich wurden größer. Unsere Eltern sprachen davon, uns nach Frankreich zu schicken. Bei diesem Namen schauerte Julie, die Heiterkeit ihrer Stirne umschleierte sich, tiefe Seufzer entzogen sich ihrer Brust.

Mein Vater kam eines Abends aus der Stadt und theilte uns mit, daß wir auf einem Schiffe, das in vierzehn Tagen in See gehen würde, unsere Ueberfahrt machen sollten. Arme Schwester! ich sehe sie noch die schlimme Nachricht vernehmen. Ganze Stunden lang saß sie unter dem großen Palmenbaum der Veranda, um in die blaue See hinauszustarren.

Francis trat leise zu ihr, ergriff ihre Hand und sagte mit der sanftesten Stimme: „Meine Julie, was siehst Du so stumm in die blauen Wogen?“

„Ich sehe,“ antwortete sie, „das weiße Segel eines Schiffes, das Dich weit, weit fortbringen soll.“

Der Graf tröstete sie, und mit der Hand in den goldenen Locken spielend, die die Stirne seines Sohnes bedeckten, sagte er: „Du hast wohl Julie lieb?“

„Ja, Papa, und wenn ich sie nicht mehr sehen soll, so stürze ich mich dort von den Felsen ins Meer.“

Eines Morgens in aller Frühe wartete ein Reisebalдахin vor dem Perron. Wir nahmen Abschied. Julie, blaß wie eine Lilie, kam mit ihren Muscheln zu uns. Sie gab Francis die schönsten; mich aber nahm sie bei der Hand und sagte:

„Mein Julius, ich vertraue Dir die häßliche Muschel an; vergiß nicht, daß ich sie an dem Tage gefunden, als Francis mich schwimmend rettete. Bewahre sie als Erinnerung an Deine Schwester.“

Es war ausgemacht, daß das Schiff feuern sollte, wenn es an der Insel vorüber war. Beim ersten Schuß, der ertönte, sahen wir aus dem höchsten Felsen ein weißes Taschentuch im Azur der Luft glänzen.

Es war das letzte Lebewohl Juliens, die letzte Segnung eines Engels, der für seine Brüder betete.

IV.

Sechs Jahre später, im Winter von 1847 auf 1848, beendigte ein junger hübscher Mann seine glänzenden Studien im Collège und trat in die aristokratische Welt von Paris. Dieser junge hübsche Mann war der Vicomte Francis von Sainte-Croix. Sein brauner, tropischer Teint war etwas heller geworden; seine Stirne glänzte wie eine weiße Lilie unter seinen blonden Haaren, und seine rothigen Wangen hoben noch das helle Blau seiner Augen. Von seinem Auftreten an war für ihn der erste Platz unter den jungen Leuten des nobeln Faubourgs erobert.

Seine Gedanken aber weilten mitten in dem Treiben der Salons auf den steilen Felsen der Caravelle; dorthin trieb es ihn mit stürmischer Gewalt.

Nach unserer Abreise hatte der Zustand der Schwester gerechte Befürchtungen erweckt. Julie aber hoffte, und hoffen ist leben. Jeder Tag, der ins Meer sank, erschien ihr eine Welle weniger, die das Schiff zu umspielen habe, das sie so ungeduldig erwartete. Sie zählte die Kreise, die das Fallen des Blattes um den Stamm des Palmbaumes bildete. Sie flog Abends auf die Felsen, um den Lüften die Namen von Frankreich und Francis anzuvertrauen und nach den Segeln auszuschaun.

Wir erhielten häufig Briefe; immer war es das Unglück der Trennung, von dem sie sprach, und die Zeit der Wiederkehr, oder waren es Erinnerungen an unsere Jugend.

„Mein Julius,“ sagte sie, „bewahrst Du noch immer die Muschel des alten Vater Sassa? Francis hat mich an dem Tage gerettet, an welchem ich jene Muschel fand; sie ist die Bürgschaft unserer Freundschaft; verliere sie niemals, mein Bruder.“

Der Augenblick war herangekommen; unsere Studien waren beendet. Wir durften nur über den atlantischen Ozean schiffen.

Auf der Caravelle und Beau-Sejour lebte die Freude wieder auf. Man traf während des nächsten Monates die Vorbereitungen für das Fest unserer Rückkehr und die Hochzeit, welche gleich darauf gefeiert werden sollte.

Mit seinem feinen Geschmacke hatte Francis das schönste Hochzeitskörbchen ausgesucht, das die eleganten Magazine von Paris besaßen. Alles war bereit. Wir erwarteten nur den Frühling. Noch ein Monat, und der Wind blähte die Segel unseres Schiffes.

Aber was sind Entschlüsse, was sind Entwürfe, die der Mensch, der Sterbliche, baut!

Zwischen dem Hochzeitskorb und dem Schiffe, das uns in die Heimath bringen sollte, lag ein großes Hinderniß, und dieses Hinderniß war eine Revolution!

Die Freiheit der Sklaven wurde proclamirt; wir mußten unsere Abreise verschieben und die ersten Stürme austoben lassen.

Der Graf von Sainte-Croix hatte dem Sklaven, der ihm das Schiff seines Bruders signalisiren würde, die Freiheit versprochen. Das Schiff erschien, aber ohne den Sohn, und alle Sklaven erhielten ihre Freiheit.

Die Arbeiten wurden eingestellt.

Die Pflanzung von Beau-Sejour, welche dreihundert Sklaven gezählt, sah ihr Zuckerrohr am Fuße trocken werden, ohne es ernten zu können. Einige Frauen mit ihren Kindern, und ein alter Neger, der uns nach Frankreich gefolgt, waren die Einzigen, die bei dem Worte Freiheit weinten und ihren alten Herrn beschworen, sie wie früher bei sich zu behalten.

Der Graf, in der Hoffnung, einige seiner jährlichen Einkünfte zu retten, wollte Leute zur Ernte dängen. Aber die Arbeiter waren rar, und die Bezahlung gegenüber ihren Anforderungen ungenügend. Diese furchtbaren Nachrichten trafen uns wie der Blitz.

„Was soll aus mir werden?“ fragte Francis mit zitternder Stimme. „Ich kann Dein Bruder nicht sein. Ich könnte es nicht über mich bringen, das Unglück in Deine Familie zu tragen. Lasse mich in die Fremde ziehen. Ich werde arbeiten; ich werde die Ehre meines Hauses retten. Julie, sie soll ich verlieren in dem Augenblicke, da der Himmel uns auf immer vereinigen wollte. Sage ihr, mein Bruder, wie ich sie liebe; sage ihr, daß nur eine grausame Nothwendigkeit . . .“

„Francis,“ antwortete ich, „ehe er vollendet hatte, „Dein Platz ist bei Deinem Vater. Verbinde Dein Mühen mit dem seinen. Du übertreibst das Uebel. Eine Ernte wird Euch den Reichthum von früher wieder geben, denke an Julie; wenn Du sie verlässest, wird sie sterben.“

„Nein, nein,“ sagte er, „ich nehme die Prüfung an, die mir auferlegt ist. Ich muß mir durch meine Energie und Beharrlichkeit Juliens Hand verdienen. Diese Juwelen, die sie auf dem Gang nach dem Altar schmücken sollten, werden mir eine neue Krone für sie erringen helfen.“

So viel Entschlossenheit vernichtete mich.

Andern Tages hielt in einer kalten und sternlosen Nacht ein Postwagen vor der Hausthüre. Man fragte

nach mir. Es war Francis. Er ergriff meine Hand, benetzte sie mit Thränen und sagte mit schmerzlicher Stimme: „Lebewohl, mein Julius, ich scheide. Wenn ich Dich wiedersehe, bin ich Dein Bruder.“

„Wo gehst Du hin?“ rief ich.

„Nach Havre und von Havre nach New-York.“

Wir umarmten uns weinend; einen Augenblick später sprengten die Pferde im Galopp davon.

V.

Am Anfang des darauf folgenden Sommers war ich eines Tages wie heute damit beschäftigt, meine Muscheln zu besichtigen. Man meldete Herrn von Sainte-Croix. Ich machte einen Sprung, um mich an Francis' Hals zu werfen. Ein gebeugter und weißer Greis empfing mich in seinen Armen.

„Der Graf!“ rief ich.

Ach! es war nur noch der Schatten von ihm. Das Unglück hatte schrecklich in seinen Zügen gewählt. Wir hielten uns lange umarmt; Schluchzen erstikte in der Erinnerung an die Vergangenheit unsere Stimmen.

„Mein liebes Kind,“ sagte endlich der Graf von Sainte-Croix, „ich konnte so vielem Unglück nicht widerstehen. Das Schicksal Deiner Schwester und meines Sohns nagt mir an der Seele. Ich muß Francis wieder finden und Julie retten. Ich werde eine gerechte Entschädigung erhalten und die Zuckerplantage wieder bebauen können.“

Aber auch diese Illusion schwand bald.

Eines Abends — gerade heute ist's ein Jahr — besuchte mich der Graf, nachdem er den letzten vergeblichen Schritt gethan. Er warf sich gebrochen in den Fauteuil, in welchem Sie jetzt sitzen, Doctor.

Ich suchte ihn zu beruhigen. Ich zählte mit der Zärtlichkeit eines Sohnes Alles auf, was sein Vertrauen stärken konnte; bessere Zeiten müssen auf solche Stürme folgen, Francis habe Muth, die Zukunft gehöre ihm . . .

„Lieber den Tod, als die Schande!“ rief der Greis mit einem Tone, der mir durch die Seele schnitt. „Francis, Julie, ich werde sterben, ohne Euch vereinigen zu können. Furchtbares Schicksal! Ja, lieber den Tod!“

Plötzlich fielen seine Augen auf Juliens Porträt.

„Liebes Kind!“ sagte er, indem er aufstand und das Gemälde in die Hand nahm, „komm, laß Dich betrachten, ehe ich sterbe. Mein letzter Gedanke gehöre Dir und Francis!“

Aber die Hände des alten Mannes hatten die Kraft nicht mehr, das Bild zu halten. Es fiel, und zerschmetterte eine auf dem Kamine liegende Muschel; es war dieselbe schartige Muschel, welche Ihre Neugierde erregt und die der Caraibe während des Sturms für Julie geholt.

Was in jenem Augenblick in diesem Zimmer vorging, Gott allein weiß es.

Das Bild war unbeschädigt. Auf dem Marmor lagen die Trümmer der Muschel. Ein himmlisches Licht schien die Züge Juliens zu beleuchten.

Ich erkannte die Sterne des Carai ben; drei große Perlen*), die wie Diamanten blitzten, waren aus der Muschel hervorgesprungen.

*) Mehrere Arten von Muscheln, namentlich die *pendatina* *meleagrina* (Lamarck) bergen Perlen. Die große Perlmuschel, von der es sich hier handelt, schließt die feinsten Perlen in sich, welche so geschätzt sind, als die Diamanten, und die man auf einer großen Leiter im indischen und amerikanischen Ozean sucht.

„Gott, wir sind gerettet,“ rief ich und legte die Perlen in die Hand des Grafen. „Kehren Sie nach Martinique zurück und fragen Sie den Vater Saffa; wenn er noch lebt, so sind wir reich; er besitzt einen Schatz auf seinem Felsen.“

„Gott ist gerecht!“ antwortete der Greis, indem er die Augen zum Himmel erhob; „preisen wir ihn, mein Sohn!“

VI.

Am andern Tag gab der erste Steinschneider von Paris dem Grafen für die Perlen die Summe, die er brauchte, um seine Ländereien zu entlasten.

Wie ein Glück nie allein kommt, so erhielt ich am selben Tage einen Brief von Francis, der mir seine Adresse

in New-York mittheilte. Das edle Herz hatte den Kampf muthig bestanden. Er hatte sich durch seine Intelligenz die Theilhaberschaft an einem großartigen Handelsunternehmen verschafft und hoffte in einigen Jahren am Ziele seiner Wünsche zu stehen. Der gute Mensch ahnte nicht, daß ein Perlenfang an der Küste von Caravelle seine Prüfung sollte.

Jetzt war es am Grafen, die Vorbereitungen zur Hochzeit seines Sohnes zu treffen. Ein Korb, ganz dem ersten gleich, wurde im selben Magazine gekauft. Ich begleitete den Grafen bis an den Hafen, wo er sich nach New-York einschiffte. Er wollte seinen Sohn abholen und von dort nach Martinique gehen. Wir trennten uns ohne Schmerz. Wir sagten uns ja „Auf Wiedersehen!“



Der Abschied des Caraien.

Jetzt, mein lieber Doctor, sind Sie es, der mir die Krone dieser Geschichte bringt. Erlauben Sie, daß ich Ihnen den Brief meiner Schwester vorlese:

Lieber Julius!

Es fehlt zu unserem Glücke nichts mehr als Du, mein innigst geliebter Bruder! Nach so vielen Qualen und Leiden, nach den bittersten Trennungsschmerzen hatte Gott Mitleid mit uns und verband mich mit Francis. Das Glück ist auf Beau-Sejour und Caravelle wieder eingekehrt, und diese ganze glückliche Veränderung ist das Werk der armen Muschel! das Werk des armen Caraien! Beugen wir uns vor den wunderbaren Wegen der Vor-sehung!

Am Tage unserer Hochzeit gingen wir nach Tische zur Hütte des alten Caraien. Er saß auf demselben großen Steine, wie ehemals, ganz gebrochen und gebeugt vom Alter.

„Vater Saffa,“ sagte Francis zu ihm, „Gute Worte waren wahr, nur unsre Herzen waren ungläubig. Wir haben die Sterne des Himmels in der Seemuschel gefunden!“

Die Augen des Häuptlings bligten hell auf.

„Wer hat mir die Schnur gegeben, um meine Neze zu bereiten?“ sagte er; „wer hat mir das Holz zu meinem Canot und das Messer, es zu schneiden, geschenkt? . . . Folgt, Saffagari.“

Er erhob sich, nahm uns bei der Hand und stieg mit uns zu einem ungeheuren Steine hinab, den der Zufall auf den Felsen gewälzt zu haben schien.

„Sassagari wird zu seinen Vätern gehen,“ sagte er, „das Meer verlangt seine Gebeine.“

Er stieß den Stein weg, der auf den Sand hinabrollte. Der Stein hatte den Eingang einer Grotte bedeckt, und in der Grotte lagen hunderte von Perlenmuscheln.

Wir wollten die Hände des Caraiben ergreifen. Er war verschwunden. Als die letzten Strahlen der Sonne im Meere erloschen, sahen wir sein Canot; es schwamm in die Unendlichkeit hinaus, um nie mehr wiederzukehren.

Wir waren im Besitz eines ungeheuren Schatzes. Francis verkaufte die Perlen in New-York und erwarb damit Summen, welche uns das durch die Revolution Entriffene reichlich ersetzen.

Wir wollten unserer Dankbarkeit gegen Sassa Ausdruck geben. Statt der Hütte erhebt sich jetzt eine Granitsäule, auf deren Spitze ein helles Licht den Seefahrern als Führer dient. Auf dem Granit stehen die Worte:

Dem Andenken

Sassagari's, des letzten Caraiben der Insel.

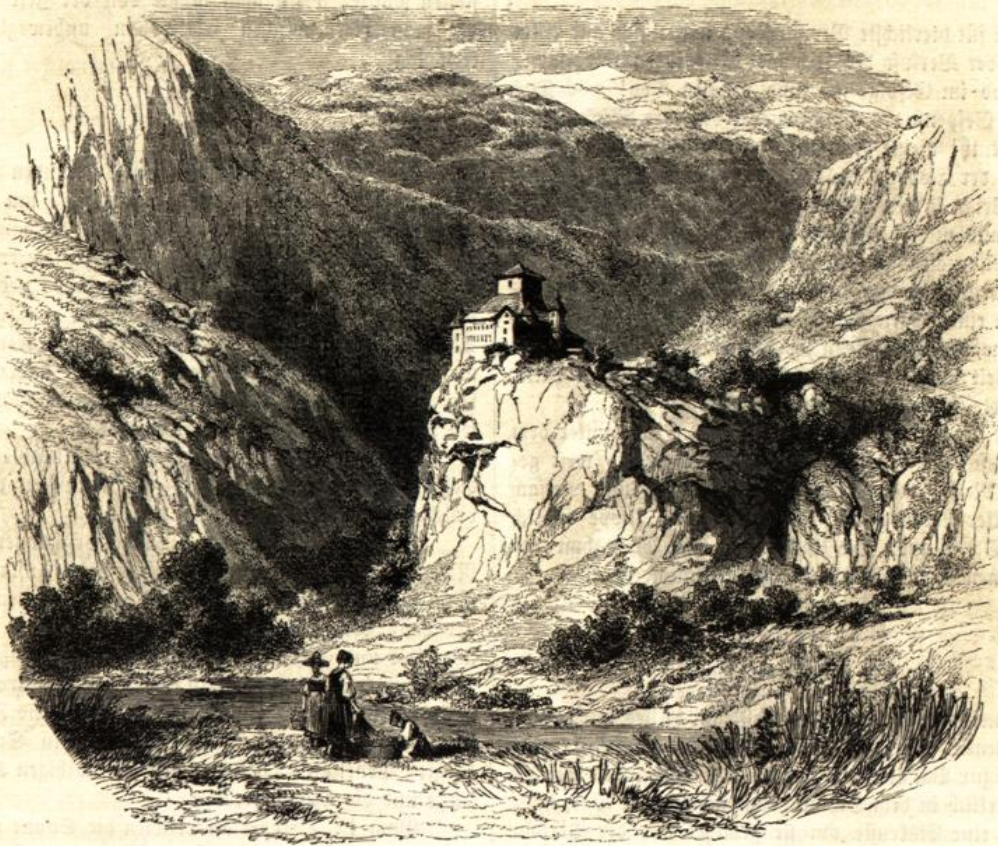
Wir erwarten Dich, mein Julius, mit offenen Armen. Recht oft wollen wir bei Sonnenuntergang die Perlengrotte besuchen, und am Fuße der Säule den Weihrauch unserer Dankbarkeit streuen! Die Deinige, Julie.“

„Nun, lieber Doctor,“ fügte Julius de la Pointe hinzu, indem er seine Erzählung schloß; „soll ich etwa, um den Gesetzen der Conchyliologie zu genügen, die schattige Muschel ihres Ranges entsetzen?“

„O nein, wahrhaftig nicht!“ antwortete der Gelehrte. „Diese Muschel muß für Sie und die Ihren eine heilige Reliquie sein!“

Schloß Ortenstein.

Der Canton Graubünden, einer der reichsten an malerischen Landschaften, bietet durch seine Erinnerungen



Schloß Ortenstein in Graubünden.

aus den Feudalzeiten großes Interesse. Das domletschger Thal allein, das durch seine anmuthigen und erhabenen Schönheiten sich gleich sehr auszeichnet, zählt mehr als zwanzig Schlösser, deren Ruinen sich mit dem wilden Charakter der herrlichen Gegenden zu einem harmonischen Bilde abschließen.

Das Schloß Ortenstein ist eines der größten und besterhaltenen. Es gehörte ehemals einem Zweige der Familie Werdenberg, deren weißes Banner lange Zeit Graf Rudolph trug, ein Schwiegersohn des Baron von Waz, der ihm Ortenstein vererbte.

Rudolphs Sohn, Johann von Werdenberg, befehligte die österreichischen Truppen in der Schlacht von Nafels (9. August 1388). Nach der Niederlage wollte sich Johann den Schweizern nähern; aber man zog sich von ihm zurück. Er schloß sich deshalb wieder an den Hof an, was freilich den Ruin seines Vermögens herbeiführte und ihn zwang, seine schönsten Güter zu verkaufen. Er starb endlich im Jahre 1400 auf Schloß Ortenstein.

Welch' ein Leben mag der ehrgeizige Mann, des Hofes und seiner selbst überdrüssig, auf dem Schlosse geführt haben? Das alte Gebäude auf dem schroffen Felsen

scheint das Gepräge der düstern Gedanken zu tragen, welche Johann von Werdenberg quälten. Es ist ein Trugwinkel, so mitten in die Schlucht hineingezwängt, wie die Phantasie sich kaum einen bessern ersinnen könnte!

Auf dem Eise.

Nordische Abenteuer.

(Fortsetzung.)

Beim ersten Schimmer des Tages bot sich ihren Blicken eine völlig verschiedene Scene dar; die große Eismasse, die am Tage zuvor noch eine unendliche Fläche bildete, war in tausend Stücke zerrissen. Die Wogen, von einer unterseeischen Bewegung gehoben, hatten die dünne Lage, die sie deckte, gebrochen. Der Gedanke an die Brigg stieg vor Cornbutte auf.

„Mein armes Schiff!“ rief er, „es muß verloren sein!“

Die fürchterlichste Verzweiflung malte sich auf Aller Gesicht; der Verlust des Schiffes hatte ihren unvermeidlichen Tod im Gefolge — und welchen Tod! — Das gräßliche Gespenst des Hungers trat vor ihre Blicke.

„Muth! meine Freunde,“ rief Penellan, „bedenkt doch, daß der Eisbruch diese Nacht uns einen Weg eröffnet, um die Brigg in den Schlupfhafen zu führen. — Ha! ich täusche mich nicht! Die Jeune Hardie ist uns um eine ganze Meile näher gerückt.“

Alle stürzten ihm nach und so unvorsichtig, daß Turquerie in eine Spalte hinabgleitete und unfehlbar verloren gewesen wäre, wenn Jean Cornbutte ihn nicht noch zur rechten Zeit am Kragen gepackt und herausgezogen hätte. Er ersparte sich damit ein kaltes Bad.

Die Brigg war wirklich zwei Meilen weit unter dem Winde gesteuert; sie hatte sich in der Nacht so weit genähert. Nach unendlichen Schwierigkeiten und vielfach wiederholter Lebensgefahr kam die kleine Truppe endlich bei dem Schiff an. Die Brigg war mit Ausnahme des zerbrochenen Steuerruders in bestem Zustande.

VII.

Die Ueberwinterung.

Penellan hatte noch einmal Recht. Alles mußte zum Besten dienen, denn der Eisbruch hatte dem Schiff einen Weg bis zur Bai eröffnet, und am 19. September war die Brigg wirklich in dem Schlupfhafen angelangt. Bald hatte sich auch eine Eiskruste um sie gebildet und der Verkehr mit dem Lande war dadurch hergestellt. Die Segel wurden eingezogen und über die ganze Länge der Decke ein Zelt ausgespannt, unter dem die Mannschaft sich Bewegung machen konnte. Die Vorbereitungen für die Ueberwinterung nahmen mehre Tage in Anspruch. André Wasling entwickelte zwar große Thätigkeit bei der Sorge für das allgemeine Wohl, wußte sich aber nebenbei immer um das junge Mädchen zu schaffen zu machen, und wenn dieses auch nicht darauf achtete, merkte Jean Cornbutte doch bald, wie die Sachen standen. Er sprach mit Penellan darüber, der seine Vermuthungen bestätigte und nur Eines befürchtete: er möchte die Saat der Zwietracht unter der Mannschaft austreuen, weshalb er den Capitän bat, bei der ersten Gelegenheit Wasling ausweichend zu antworten.

Man traf indessen alle Maßregeln, um die Gesundheit zu erhalten; die Zimmer wurden jeden Morgen gelüftet, Jeder war verpflichtet, sich häufig Bewegung zu machen und Penellan ging bei den Wäschungen im geschmolzenen Schnee mit gutem Beispiele voran, während Marie folgte.

Cornbutte vergaß auch Vorlesung und Gebet nicht; denn es galt, Verzweiflung und Langeweile nicht in den Herzen Wurzel fassen zu lassen. Der Himmel hing immer düster und traurig herab, die Sonne verschwand bald gänzlich, und der Mond wurde in den langen Polarnächten ihre tröstende Sonne. Der Schnee fiel in großen Massen und man mußte jeden Morgen den Bord des Schiffes davon reinigen, und eine Treppe in das Eis hauen, um vom Deck auf die Ebene hinabzusteigen. Jeden Tag wurde außerdem das Loch im Eise frisch aufgehauen, das ihren Brunnen bildete, aus welchem man etwas weniger kaltes Wasser schöpfen konnte.

Nachdem die Vorbereitungen vollendet, dachte man an die Nachforschungen, die man weiter nach Norden anstellen wollte, denn man mußte von der Zeit profitieren, die man hier zwischen Eisschollen unbeweglich eingekelt lag.

VIII.

Plan.

Jean Cornbutte hielt mit seinen Freunden Berathung über den Operationsplan und zog zuletzt, um den Eifer und den Muth seiner Leute anzuspornen, die ganze Mannschaft dazu bei. Die Karte in der Hand, zeigte er ihnen die gegenwärtige Lage. Die Ostseite Grönlands zieht sich perpendicular nach Norden. In dem Raum von fünfhundert Meilen, welcher Grönland von Spitzbergen trennt, hatte man noch kein Land gefunden; nur die Insel Shannan lag ungefähr vierzig Meilen nördlich von der Hamtes-Bai, wo die Jeune Hardie überwintern wollte.

War der Westfeld aller Wahrscheinlichkeit nach in dieser Richtung getrieben worden, so mußten die Schiffbrüchigen dort ein Asyl gesucht haben.

Man beschloß deshalb, die Nachforschungen in dieser Richtung vorzunehmen und traf sogleich Anstalten dazu. Man hatte sich an der Küste von Norwegen einen Schlitten verschafft, der, nach grönländischer Art gebaut, zur Fahrt über Eis und Schnee gleich geeignet, zwölf Fuß lang und vier Fuß breit war und in Folge dessen Proviant für mehrere Wochen aufnehmen konnte. Während Fidele Misonne den Schlitten für die Expedition in Stand setzte, sorgten Penellan und Marie für die nöthigen Kleidungsstücke und die Mundvorräthe.

Vom 12. October an erschien die Sonne nicht mehr am Horizonte und man mußte beständig eine Lampe brennen. Es war deshalb keine Zeit mehr zu verlieren, denn im Januar wird die Kälte so groß, daß man ohne Lebensgefahr keinen Fuß vor die Wohnung setzen kann und die Mannschaft war zum mindesten zwei Monate lang auf die strengste Gefangenschaft angewiesen. Andererseits war es nicht wahrscheinlich, daß, wenn Louis Cornbutte und seine Unglücksgefährten noch am Leben, sie der Strenge des Polarwinters zu trogen im Stande sein würden; man mußte sie deshalb vorher retten, wollte man nicht auf jede Hoffnung verzichten.

André Wasling wußte das besser, als alle Andern, und doch suchte er die meisten Einwürfe gegen den Entschluß zu machen.

Man ließ sich jedoch nicht davon beirren, und es galt nun nur noch die Auswahl unter der Mannschaft zu treffen. Gingen Jean Cornbutte und Penellan mit, so mußte auch Marie folgen, denn allein konnte man sie nicht lassen. Sie hatte bisher allen Gefahren muthig getrogt; Penellan erschrak deshalb nicht bei dem Gedanken, sie an der weit gefahrvolleren Expedition auf dem Polarmeere theilnehmen zu sehen. Man beschloß, Marien mitzunehmen, und baute für sie eine kleine, hermetisch verschlossene hölzerne Hütte, die man auf den großen Schlitten stellte. Die Expedition bestand sofort aus Marien, Cornbutte, Penellan, Basling und Nupic. Turquette sollte die Brigg bewachen, auf welcher Gervique und Gradlin blieben. Cornbutte ließ den Schlitten, so schwer er tragen konnte, beladen, da er alle sieben bis acht Tagmärsche ein Proviantdepot anlegen wollte. Das Ganze bildete zuletzt ein Gewicht von sieben Centnern, welche ein Gespann von sieben Hunden leicht über das Eis ziehen konnte.

Am 22. October trat plötzlich eine Veränderung in der Temperatur ein; der Himmel wurde hell und klar; die Sterne warfen ein ungemein lebhaftes Licht, das Thermometer zeigte nur 25° Kälte. Man setzte deshalb die Abfahrt auf den andern Tag fest.

IX.

Das Schneehaus.

Am 23. October, um die erste Morgenstunde, brach die Caravane bei hellem Mondescheine auf; die Vorsehungen waren aufs Beste getroffen und es ging rasch vorwärts. Man schlug die gerade Richtung nach Norden ein. Für die Rückfahrt suchte man sich bestimmte Punkte zu merken, da der Schlitten auf dem harten Eise keine Spur zurückließ.

Nach einer Fahrt von 15 Meilen machte man zum ersten Male Halt und schlug Lager; das Zelt wurde an einen hohen Eisblock befestigt. Die Kälte hatte sich gemäßigt, und Marie machte sich häufig Bewegung, indem sie ihre kleine Hütte verließ, die sie zwar vor der Kälte schützte, da sie ganz mit Seehundsfell ausge schlagen war, aber durch die Enge die Circulation des Blutes hinderte. Bei Nacht brachte man die kleine Hütte unter das Zelt, wo sie als Schlafzimmer für das junge Mädchen diente. Das Abendmahl bestand aus frischem Fleische, Pennican und warmem Thee. Jean Cornbutte ließ, um den Scorbut zu verhüten, nach dem Essen einige Tropfen Citronensaft austheilen, worauf die Mannschaft bald sanft einschlief.

Nach acht Stunden Schlaf nahm jeder wieder seinen Posten ein; ein substantielles Frühstück wurde Menschen und Hunden verabreicht, ehe man aufbrach; das Eis, welches eine ununterbrochene Fläche bildete, ließ die Thiere den Schlitten mit großer Leichtigkeit von der Stelle bringen und die Menschen hatten oft Mühe, ihnen zu folgen. Ein Nebel besiel jedoch mehrere von den Matrosen; es war dies die Blendung. Bei Nupic und Missonne entwickelte sich durch das Mondlicht, das auf die ungeheuren weißen Ebenen fiel, eine Augenkrankheit. Der Blick Aller wurde zuletzt so unsicher, daß sie oft den Fuß auf einen Hügel zu setzen glaubten, und, da es im Gegentheil abwärts ging, einen kleinen Sturz machten. Penellan suchte, um die gute Stimmung aufrecht zu erhalten, diese Sache ins Komische zu ziehen, wenn er ihnen auch empfahl, keinen Schritt zu thun, ohne mit dem Eisenstab zu sondiren.

Zehn Tage nach dem Ausbruch befand sich die Caravane fünfzig Meilen nordwärts. Die Anstrengung war unglaublich; Jean Cornbutte sah beinahe nichts mehr; Nupic und Missonne gingen nur noch tastend, denn die Augen waren von dem weißen Refler ganz entzündet. Marie war von dieser Krankheit verschont geblieben, da sie sich meist in der Hütte aufhielt; Penellan ertrug mit freudigem und ungebrochenem Muth alle diese Anstrengungen; auch André Baslings eiserner Körper blieb von diesen Unfällen unberührt, und er freute sich, als er die kräftigsten Körper unterliegen sah, da er darin die Gewißheit der nahen Rückkehr erblickte.

(Fortsetzung folgt.)

Buntes.

In Constantinopel bereite man für die kaiserliche Tafel ein Confect — Djewardes Madjonin — wozu auch Rubinen- und Diamantstaub genommen wird. Dies Zuckerwerk stammt aus Afrika, und ohne Zweifel hat die aufgelöste Perle der Cleopatra die erste Idee dazu gegeben. Praktischer war, daß Heliogabalus die Speisen mit seltenen Steinen und Perlen bestreuen ließ, welche die Gäste dann mitnehmen durften.

— Um recht zu zeigen, wie dankbar man für die Wohlthaten der Civilisation sein sollte — zu welchen auch die Zahnärzte gehören, — können wir mittheilen, daß vor nicht sehr vielen Jahren ein Kaufmann, welcher im portugiesischen Afrika wohnte und lange Zeit an Zahnschmerzen gelitten, eine Reise nach Rio Janeiro machen mußte, um sich einen Zahn ausziehen zu lassen.

Walter Scott.

Großbritanniens berühmtester Romanschreiber, Walter Scott, ist zu Edinburg im Jahre 1771 geboren und stammt aus einer altadeligen Familie Schottlands. Sein Vater war Rechtsgelehrter und auch er verfolgte diese Laufbahn bis zum Jahre 1806. Als Schriftsteller debütierte er mit Uebersetzung Bürger'scher und Göthe'scher Romanzen und des Gög von Berlichingen, wie überhaupt unverkennbar deutsche Literatur auf ihn den entschiedensten Einfluß ausgeübt hat. Seine Sammlung schottischer Balladen, wie seine eigene Dichtung »The lay of the last minstrel« machten seinen Namen bekannt. Auf seinem Landsitz Abbotsford bei Edinburg widmete er sich ganz dem Garten- und Landbau, während er im Winter in London und Edinburg seine herrlichen Romane dichtete, unter denen zuerst »die Jungfrau vom See« so großes Aufsehen machte, daß in 3 1/2 Monaten 8000 Exemplare abgesetzt wurden und bis 1819 14 Auflagen gedruckt werden mußten. Zu gleicher Zeit gab er Drydens, Somers, Cadlers, Swards und Swifts Werke heraus, und lieferte meisterhafte Biographien der Dichter Englands für die Edinburger Romanbibliothek. Neuen Ruhm erwarb er sich durch die »Antiquities and picturesque scenery of Scotland.« Alles aber überstrahlten seine historischen Romane, die er als »Verfasser des Waverley« (1816) herausgab, und unter welchen Guy Man-

nering, *The Antiquary*, *Rob Roy*, *Ivanhoe*, *Kenilworth*, *Quentin Durward*, *The Castle Dangerous* sich die Liebe des Lesepublikums in besonderem Grade erwarben. Lange wollte sich W. Scott nicht zur Autorschaft dieser Romane bekennen; erst als die Handelskrise von 1825 den Sturz seines Verlegers Constable herbeiführte und Scott um sein ganzes Vermögen kam, trat er aus der Anonymität hervor. Die Schuldenlast des berühmten Mannes hatte sich durch jenes Unglück auf 40,000 Pf. gesteigert. Er wollte sie durch den Verkauf aller seiner Besitzungen decken, die Nation entband ihn jedoch durch eine Subscription von diesem schmerzlichen Opfer. Scott lebte nun einige Zeit in Paris; seine Werke verloren aber an innerem Werthe und namentlich das Leben Napoleons hat seinem Ruhme nur geschadet. 1820 ward er Präsident der Edinburger

Akademie der Wissenschaften und vom König zum Baronet ernannt. Eine lebensgefährliche Krankheit, die ihn bei der Rückkehr nach England befiel, ließ den Arzt einen milderen Himmel anempfehlen. Er ging nach Neapel und kehrte 1832 auf dem Rheine zurück. Ein Schlag, der ihn auf der Waal traf, und von dem er sich nur momentan erholte, machte seinem Leben ein Ende. Er starb am 21. September 1832 zu Abbotsford.

Walter Scott ist neben Shakespeare das fruchtbarste und erfindungsreichste Talent der britischen Literatur; er hat die ganze Reihe vergangener Zustände von den Angelsachsen und den alten Thans bis herab auf das achtzehnte Jahrhundert in seinen Romanen entfaltet und durch die Gewalt seiner originellen Darstellung die Epoche der Romantik, die schon Warpole angebahnt, begründet. Der



Walter Scott und seine Familie. Von Pav. Witkie.

Scott'sche Roman wurde national, er bildete eine wirkliche Schule, eine Literatur für sich, denn er sagte dem praktischen Verstande der Briten und ihrer Fähigkeit zu lebenswahren Charakterschilderungen und naturgetreuer Situationsmalerei wie kein anderes Genre zu. Alle spätere Production ist näher oder entfernter verwandter Ausläufer von Scott.

David Wilkie (*Illust. Welt*, Jahrg. 1855, S. 332) hat uns mit einem interessanten Bilde der Familie des Romantikers beschenkt. Mitten in einer jener Gegenden, für die der Dichter so große Vorliebe hatte, sitzt er in ländlicher Kleidung; Capitän Ferguson, sein unzertrennlicher Freund, nimmt in der Tracht des Wilderers die Gasse des Bildes

ein; neben dem ältesten Sohne Scotts, dem kühnen Jäger und spätern Husarenmajor, steht der jüngere Bruder Charles; hinter Beiden einer der „ehrbaren Nachbarn“, wie sie Scott nannte, ein Arbeiter des Hauses. Zur Rechten des Dichters stehen seine beiden Töchter, Sophie, welche den kürzlich verstorbenen Kritiker Lockhardt heirathete, und die lebhaft Anne, damals ein Mädchen von 15 Jahren.

Die Frau in der Tracht einer Bäckerin, hinter dem schönen Jagdhunde, ist die Mutter der Familie, Charlotte Charpentier, eine Lyonerin, welche Walter Scott 1792, trotz der Vorurtheile seiner Familie gegen eine Französin, heirathete, und der er an verschiedenen Orten seiner Schriften ein ehrenvolles Denkmal gesetzt.